

(Nachdruck verboten.)

64

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Gsch.

Unklare Unzufriedenheit mit den Menschen stahl sich langsam in der Mutter Inneres, beunruhigte sie, erweckte Mißtrauen und rief den Wunsch hervor, bald selbst alles zu verstehen und mit eigenen Worten, aus der eigenen Seele heraus über das Leben zu sprechen.

Sie bemerkte auch, daß Nikolais Auftreten ungewöhnlich frei wurde, wenn Arbeiter zu ihm kamen: ein süßlicher Zug erschien in seinem Gesicht, und er sprach anders als sonst, roher und nachlässiger.

„Er gibt sich Mühe, daß man ihn versteht!“ dachte sie.

Aber das tröstete sie nicht, und sie sah, daß der besuchende Arbeiter sich ebenfalls wie gebunden hin und her wand und nicht so leicht und frisch sprechen konnte, wie mit ihr, dem einfachen Weibe. Eines Tages, als Nikolai ausging, sagte sie zu einem Burschen:

„Was ängstigt Du Dich? Bist doch kein Junge im Examen . . .“

Der Bursche lachte breit und senkte den Kopf.

„Aus Verlegenheit werden selbst die Kröten rot . . . Ist doch immerhin nicht unseresgleichen . . .“

„Macht nichts!“ sagte die Mutter. „Er ist ein einfacher Mensch.“

Der Bursche blickte in ihr Gesicht, beide lachten und schwiegen.

Oft kam Sascha. Sie sah niemals lange, sprach stets geschäftig, lachte nicht und fragte beim Fortgehen jedesmal die Mutter:

„Was macht Pawel Michailowitsch — geht es ihm gut?“

„Gott sei Dank!“ sagte die Mutter. „Ist ganz munter.“

„Grüßen Sie ihn!“ hat das Mädchen und verschwand.

Dann und wann klagte die Mutter, daß man Pawel so lange im Gefängnis festhielt, ihn nicht aburteilte. Sascha machte ein finsternes Gesicht und schwieg, ihre Finger aber bewegten sich geschwind hin und her.

Frau Blajnow empfand den Wunsch ihr zu sagen:

„Mein gutes Kind, ich weiß ja, Sie lieben ihn . . . ich weiß es!“

Sie konnte sich dazu aber nicht entschließen. Das strenge Gesicht des Mädchens, ihre fest zusammengepreßten Lippen und die trockene Geschäftigkeit in ihrer Redeweise schlossen von vornherein jede Bärlichkeit aus. Seufzend drückte die Mutter ohne Worte die hingestreckte Hand und dachte:

„Du unglückliches Ding . . .“

Eines Tages kam Natafcha. Sie freute sich sehr, als sie die Mutter erblickte, küßte sie und teilte ihr unter anderem leise mit:

„Meine Mutter ist gestorben . . . die Ärmste . . .“

Sie schüttelte den Kopf, wischte sich mit einer schnellen Handbewegung die Augen und fuhr fort:

„Sie tut mir leid . . . war keine fünfzig Jahre alt . . . hätte noch lange leben können. Man denkt unwillkürlich, der Tod ist doch leichter, als solches Leben. Sie war stets allen fremd, niemandem nötig, das Geschrei des Vaters erschreckte sie — wie hat sie gelebt! Andere Leute erwarten wenigstens etwas Gutes, sie aber hatte nichts zu erwarten als Kränkungen . . .“

„Sie haben recht, Natafcha!“ sagte die Mutter nachdenklich. „Man lebt in beständiger Hoffnung auf etwas Gutes. Wer aber nichts zu erwarten hat — für den ist das Leben gar nichts wert.“

Sie streichelte freundlich die Hand des Mädchens und fragte:

„Sind Sie jetzt allein?“

„Ja,“ antwortete Natafcha erleichtert.

Die Mutter schwieg einen Augenblick und sagte dann lächelnd:

„Das macht nichts! Ein braver Mensch bleibt nicht allein, dem helfen stets andere . . .“

Natafcha wurde Lehrerin in einer Weberei, und Frau Blajnow brachte ihr verbotene Bücher, Aufrufe und Reklamen.

Das war jetzt ihre Beschäftigung. Einigemal im Monat fuhr und ging sie mit einem Sack auf dem Rücken oder einem Koffer in der Hand auf's Land, verkleidet als Spizenhändlerin oder Nonne, als wohlhabende Bäuerin oder Pilgerin. In der Eisenbahn und auf Dampfboten, in Hotels und Gasthöfen benahm sie sich stets einfach und ruhig, begann zuerst die Unterhaltung mit Unbekannten und lenkte furchtlos durch ihre freundliche, umgängliche Redeweise und die sicheren Manieren einer erfahrenen Frau, die viel gesehen hat, die Aufmerksamkeit auf sich.

Es machte ihr Vergnügen, mit den Leuten zu sprechen, ihre Erzählungen vom Leben, ihre Klagen, ihr Nichtverstehen, ihre Seufzer anzuhören. Ihr Herz strömte jedesmal vor Freude über, wenn sie scharfe Unzufriedenheit in jemandem bemerkte, jene Unzufriedenheit, die gegen die Schicksalsschläge protestierte, eifrig Antworten auf Fragen suchte, die sich im Verstande schon gebildet hatten. Vor ihr entwickelte sich immer breiter und bunter ein Bild des menschlichen Lebens, des geschäftigen, unruhigen Lebens im Kampf um einen Bissen Brot. Ueberall herrschte das rohe, nackte, ganz offene Bestreben, den Nächsten zu betrügen, ihn auszuplündern, aus ihm möglichst viel Nutzen für sich selbst zu ziehen, ihm sein Blut auszusaugen. Und sie sah, daß alles reichlich auf Erden vorhanden war, daß aber das Volk Not litt und unmittelbar neben unermeßlichen Reichtümern darbt. In den Städten standen Kirchen, die von Gold und Silber strotzten, deren Gott nicht bedurfte; auf den Kirchenstufen zitterten Bettler, die darauf lauerten, daß man ihnen eine kleine Kupfermünze in die Hand schob. Sie hatte das schon früher gesehen — die reichen Kirchen und die goldgestickten Meßgewänder der Popen, die elenden Hütten des armen Volkes und seine schändlichen Lumpen, aber früher war ihr das natürlich erschienen, jetzt dagegen sah sie darin eine unverjöhnliche Kränkung der Armen, denen — das wußte sie — die Kirche näher und notwendiger war als den Reichen.

Nach Bildern, die Christus darstellten und aus Erzählungen von Ihm wußte sie, daß Er, der Freund der Armen, sich einfach gekleidet hatte; in den Kirchen aber, in die die Armen Trost zu suchen kamen, sah sie Ihn mit purem Gold und Seidenstoffen herausgestaffiert und beim Anblick der Armut verächtlich rauschend. Und unwillkürlich fielen ihr Njbins Worte ein:

„Sogar mit Gott haben sie uns betrogen! Haben ihn in Lüge und Verleumdung gekleidet, um unsere Seelen zu töten . . .“

Ohne es selbst zu bemerken, begann sie weniger zu beten, dachte aber immer mehr über Christus und die Menschen nach, die Seinen Namen nicht erwähnten und anscheinend nichts von Ihm wußten, dabei aber doch nach Seinen Geboten lebten und gleich Ihm die Erde für das Reich der Armen hielten und alle Reichtümer der Erde gleichmäßig unter den Menschen verteilen wollten. Darüber dachte sie viel nach, und dieser Gedanke wuchs in ihr, wurde tiefer und umfang alles, was sie sah, alles, was sie hörte; er nahm das helle Antlitz eines Gebetes an und überströmte mit gleichmäßigem Feuer die ganze dunkle Welt, das ganze Leben und alle Menschen. Und ihr erschien, daß Christus selbst, den sie stets unklar mit einem schwer zu erklärenden Gefühl, in dem Furcht eng mit Hoffnung und Nührung mitummer verknüpft war, geliebt, ihr jetzt näher getreten und schon ein anderer war, höher und sichtbarer, freundiger und mit hellerem Antlitz dastand. Jetzt lächelten Seine Augen sie zuversichtlich und mit lebhafter, innerer Kraft an, als sei Er tatsächlich zum Leben auferstanden, entsühnt und neu belebt durch das heiße Blut, das in Seinem Namen vergossen, keuch den Namen des unglücklichen Menschenfreundes verschweigend. Von ihren Reisen kehrte sie erregt durch das, was sie unterwegs gesehen und gehört, mutig und zufrieden mit der erledigten Arbeit zu Nikolai zurück.

„Es ist schön, überall hinzufahren und viel zu sehen!“ sagte sie zu Nikolai. „Da versteht man, wie das Leben eingerichtet ist. Das Volk wird ans äußerste Ende gedrängt und gestoßen, und da krabbelt es nun hin und her und denkt, warum ist das alles so? Warum drängt man mich fort? Warum muß ich, obwohl von allem viel da ist, hungern? Und wie bin ich dumm und unwissend, wo doch überall so

viel Verstand herrscht! Und wo ist Er, der gnädige Gott, vor dem es weder reich noch arm gibt, sondern alle Seinen Herzen liebe Kinder sind? Das Volk empört sich allmählich wegen seines Lebens, fühlt, daß es unrechterweise unterdrückt wird, wenn es nicht selbst für sich sorgt!

Zimmer häufiger empfand sie den dringenden Wunsch, mit eigenen Worten zu den Menschen über die Ungerechtigkeit des Lebens zu sprechen, und es wurde ihr schon schwer, diesen Wunsch zu unterdrücken . . .

Nikolai, der sie oft über Bildern antraf, erzählte ihr stets freundlich irgend etwas Wunderbares. Die Kühnheit der Aufgaben, die die Menschen sich gestellt, überraschte sie, und so fragte sie unsicher:

„Aber wie ist das möglich?“

Und er erzählte ihr mit unerschütterlicher Zuberficht auf die Wahrheit seiner Prophezeiungen Märchen von der Zukunft.

„Die Wünsche des Menschen kennen kein Maß, seine Kraft ist uner schöpflid! Aber die Welt wird trotzdem sehr langsam reicher an Geist, weil jezt jeder, um sich unabhängig zu machen, nicht Wissen, sondern Geld aufhäufen muß. Wenn die Menschen nur erst die Begierden töten, sich aus der Gefangenschaft der Zwangsarbeit befreien . . .“

Sie verstand selten den Sinn seiner Worte, aber das Gefühl ruhigen Glaubens, der jene Worte belebte, wurde ihr immer mehr zugänglich.

„Es gibt zu wenig freie Menschen auf der Welt, das ist ihr Unglück!“ sagte er.

Das war verständlich; sie kannte Menschen, die sich von Gier und Bosheit frei gemacht; sie begriff, daß, wenn solcher mehr wären, das dunkle und schreckliche Lebensantliß freundlicher und einfacher, gütiger und heller werden würde.

„Der Mensch wird unwillkürlich grausam!“ sagte Nikolai traurig.

Sie nickte; ihr fielen die Worte des Kleirussen ein.

Eines Tages kam der stets akkurate Niolai viel später als sonst aus dem Dienst und erzählte schnell, ohne sich auszulieiden:

„Denken Sie sich, Milowna, heute ist während der Besuchszeit einer von unseren Freunden aus dem Gefängnis entsprungen . . . Er es ist, konnte ich nicht erfahren . . .“

Die Mutter schwankte vor Erregung, setzte sich auf einen Stuhl und fragte leise:

„Vielleicht Fawel?“

„Möglich!“ antwortete Nikolai achselzuckend.

„Aber wie kann man ihn verstecken, wo soll man ihn finden? Ich bin eben durch die Straßen gegangen, dachte ihm zu begegnen. Das ist dumm, aber man muß doch irgend etwas unternehmen! Ich gehe wieder fort . . .“

„Ich auch . . .“ rief die Mutter.

„Gehen Sie zu Jegor, vielleicht weiß er etwas!“ schlug Nikolai vor und verschwand.

Sie warf ein Tuch über den Kopf und trat voll Hoffnung hinter ihm auf die Straße. Es flimmerte ihr vor den Augen, ihr Herz klopfte hastig und ließ sie fast laufen. Sie schritt, auf alles Mögliche gefaßt, fast gedankenlos dahin.

„Vielleicht ist er schon bei Jegor . . .“ bligte ein Hoffnungsstrahl in ihr auf und trieb sie vorwärts . . .

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

In der türkischen Provinz.

Hochwasser im Balkan. Die Maisfelder stehen überschwemmt. Die Brücken geborsten. Uralte Bäume entwurzelt. Das Erdreich meterhoch aufgerissen. Die Flüsse mit einer jähen Lehmfrucht überpiegelt, daß ein großes Fischsterben beginnt. Und auf awanzig Tage jeglicher Bahnverkehr lahmgelegt — das war der erste Eindruck, den ich auf meiner Fahrt quer durch den Balkan bekam.

Es hatten furchtbare Wollenbrüche gewütet. Die Frühlommermonate zeigen hier niemals mit Unwetterbildungen. Aber heuer meinten sie es ganz besonders gut. In wilder Wut kamen die Regengüsse die Ballanberge heruntergebraust, schwellten Vergbäche zu Riesenströmen, zwängten ungeheure Wassermengen in die schmalen Steingeröllrinnen und peitschten die gelbgrün brodelnde Flut in die Täler Altserbiens, Albaniens und Mazedoniens. Unter dem Anprall dieser Wassermassen sackten die primitiven Lehmschütten der Ballanbdörfer in einer Nacht zusammen, lösten hundertjährige Eichen und Buchen ihre Wurzelknorren aus dem Erdreich, daß sie, wie von Riesenhämnen geschneilt, talabwärts schossen von ihren einsamen Höhen . . .

Und durch diese Verwüstungen tastete sich jezt der Zug, nachdem nahezu drei Wochen lang jeglicher Eisenbahnverkehr auf der Strecke Nisch-Saloniki geruht hatte.

Es gehen in Mitteleuropa viele Schauererzählungen über den Orient um, besonders über den Balkan. Es gibt aber nichts Friedlicheres, als eine Fahrt durch Albanien und Mazedonien. Die Leute sind von einer gemessenen Würde, doch immer höflich und freundlich, wenn auch fast jedem Einzelnen der Dolch im Gürtel blüht, oder der reich zifelierte Schaft einer Pistole aus einer Seitentasche herausgahut. Keiner sieht da dem anderen gleich. Fast kann man sagen: soviele Menschen, soviele Trachten. Bunt hängt jedem die Kleidung um den meist hohen, oft ein wenig hageren Körper. Turban und Feg, trichterförmig hohe oder schüsselförmig niedrige Klappen bedecken die braungeförmten, lahl gekochenen Schädel. Ein roter Wollegurt leuchtet ihnen um die Hüften. Aus buntbestickter, dunkler Weste schauen grauweiße die Aermel selbstgewebter Hemden. Nach Türkenart weit und hauschig fallen die Hosen. Der Fuß ist ohne Beschuhung; selten nur trägt er gelblich rote Pantoffeln oder Ppanlen. Eine feste Fröhlichkeit blüht allen aus den Augen. Das Mundwerk steht ihnen nicht still, und je größer der Lärm, desto höher wächst ihnen die Freude.

Die Frauen, die man bei einer Fahrt quer durch Mazedonien zu Gesicht bekommt, sind spärlich gesät. Auch die Unberückelten sind scheu und senken vor dem Manne den Blick. Desto lauter geht es dafür in den wenig sauberen Wagenabteilen zu, in denen sich ein Dutzend Männer — meist sind sie aus demselben Dorfe — zusammengefunden hat. Da freist der braune tönerner Wasserkrug, da wandert die Tabakdose mit dem gepackten, goldgelben, langfaserigen Kraut von einem zum anderen. Da schmausen sie an ihren Zwiebeln, ihrem weichen Schaftase und dem dersen, Kebab. In blauem Gewölk dampft es zu den Fenstern hinaus und die schwermütigen Nleder wollen nicht enden, die, meist nasal geungen werden und in einen hohen, lang und tremolierend gehaltenen Ton ausklingen . . . Und so mäßig und kindlich-fröhlich diese Menschen sind, so gastfreundlich sind sie auch. Was sie haben, davon bieten sie geru dem Fremden an, ohne ihn viel nach dem Woher und Wohin zu fragen. Mit Gurken und Brot kommt der eine, mit Knoblauch und Käse der andere, während der dritte ihn mit Tabak förmlich überschüttet. Auch an den Duft, der diesen Leuten anhaftet, gewöhnt sich die Nase schließlich. Dieser Käse- und Knoblauchgeruch ist von ihnen unzertrennlich. Er entströmt ihrem Atem und ihrer Kleidung, er füllt die Eisenbahnwaggons und durchhaucht ihre Häuser und Gassen, ihre Dörfer und Städte.

Was sie an Geld und Geldeswert bei sich führen, halten sie so geheim verborgen, wie nur irgend möglich. In diesem Punkte scheint einer dem anderen nicht zu trauen. Wer ein paar Münzen aus seinem Lederbeutel herauszuholen hat, wendet sich abseits: dorthin, wo er am wenigsten beobachtet werden kann. Unter dem Gürtel oder in der Gegend der Kesselhöhle ericheint ihnen der sicherste Platz dafür. Dort bewahren sie auch die Fahrkarten, die Pässe und sonstigen Ausweisepapiere auf. Und nichts von diesem also sorgsam Aufbewahrten wird auch nur vorübergehend zur Seite auf die Wagenbank gelegt, wo sonst die Nahrungsmittel und anderes seinen Platz findet; nur was von diesen Wertachen die Faust umschließt, scheint ihnen sicher aufgehoben und vor unrechtmäßigen Liebhabern bewahrt.

Dieses Mißtrauen in Geld- und Wertachen liegt ihnen im Blute. Es ist eine Folge jahrhundertelanger Türkenherrschaft, in deren System es liegt, den auszubenten, der etwas besitzt. Und wie Druck immer Gegendruck erzeugt, so hat er auch hier einen unabhängigen Freiheitsdrang großgezogen. Man sagt oft, die Albanesen seien die schönsten Leute der europäischen Türkei. Man rühmt ihnen Tapferkeit und Unerbrotlichkeit nach. Und die türkische Regierung fürchtet ihr starkes Unabhängigkeitsgefühl und trägt ihm Rechnung, wo sie es nur kann.

Zu zwei Fünfteln bekennen sich die rund zwei Millionen Köpfe zählenden Albanesen zur Christlichen, zu drei Fünfteln zur mohammedanischen Religion. Die Christen bewohnen meist den Norden des Landes und nennen sich Schagen. Die im Süden wohnenden Stämme, die in ihrer Mehrzahl dem Islam angehören, heißen Tosken. Außerdem kennt man noch die an der Küste des Adriatischen Meeres wohnenden Tschamen und Lapen, sowie die im Inneren des Landes, dem alten Epirus, seßhaften Janioten. In den unzugänglichsten Gebirgsgegenden hausen die von den Türken am meisten gesüchteten Miroditen. Während die Küstenbewohner geschickte Handwerker sind und einen regen Handel mit Griechenland und Italien betreiben, sind die Albanesen des Innenlandes Viehzüchter und Aderbauer. Ihre Sprache gilt als die älteste Europas und die ethnologische Wissenschaft sieht sie als Nachkommen der alten Äthyer an.

Die Ortschaften, die der Schienenstrang miteinander verbindet, sind dünn gesät. Alle dreißig — höchstens alle awanzig Kilometer — eine Station. Und die Station gehört gewöhnlich nicht einmal dem Orte an, dessen Namen sie trägt. Der liegt oft ein Viertelhundert Kilometer landeintwärts. Eine weißbestäubte Straße, belebt von einigen wenigen Esel- oder Maultierreitern, verbindet dann Station und Ortschaft.

Im Tale des Bardar läuft der Schienenstrang. Gelbgrün brauen die Wellen dieses stätlichen Stromes durchs Land, vorbei an Wäldern und Hängen, an Salzsteppen und Maisfeldern, an Tabakskulturen und Viehweiden. Noch hat ihn das Hochwasser geschwellt. Noch klingt es wie verhaltener Jörn aus dem Hüften seiner Bogen. Noch jagt er seine Fluten über Ufersteilen und Gerlande, die sonst als grüne Auen dem Blick entgegenlächeln.

Es ist Aufstandsgebiet, durch das der Zug rollt. An den Profiten merkt man das kaum. Desto mehr dafür an dem überreichlichen Soldatenaufgebot. Nizams mit geladenen Gewehren und einem riesigen Patronengürtel estorieren den Zug. Nizams in gleicher Ausrüstung halten die Bahnhofsgebäude besetzt. An den Wegkreuzungen stehen sie in kleinen Patrouillen; eine Art Laube ist ihnen dort Behausung für die Zeit ihrer Abkommandierung. Den ganzen Bahndamm entlang lagern in bestimmten Entfernungen berittene Juabenposten, deren Rosse im hohen Grase schmausen, und deren braune Gesichter breit und gutmütig grinsen, wem man ihnen Tabak für eine Zigarette anbietet. Die im Zuge fahrenden Eingeborenen scheinen von diesem Militäraufgebot, das doch ihnen in erster Linie gilt, nichts zu bemerken. Selbst wenn während des Aufenthaltes auf einer Station der den Zug auf- und abpatrouillierende Unteroffizier durch das Coupéfenster schaut, daß der Lauf seines Gewehres in der Sonne blinzelnd aufblitzt, lassen sie sich in ihrem Scherzen, im Lachen und im Rauchen nicht im geringsten stören. Die Macht der türkischen Regierung scheint für sie nur noch dem Namen nach zu bestehen. . . . (Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Ein Zwiegespräch. Sie sahen am Kaffeetisch. So zwischen acht und neun. Wie immer.

Er in frohscharbenem Schlafrock mit langen Quasten, sie im Morgenkleid, ein lilä Häubchen über der gepuderten Stirn. Vor sich gleich neben der Tasse, die Morgenzeitung mit dem Roman, in dem sie sich — wenn nicht noch eine unverhoffte Wendung eintritt — im Diesseits wohl kaum mehr „kriegen“.

Es war eben alles wie immer. Wie immer und doch . . . anders. Schwüler, drückender.

Als hätten sich graue Wetterwolken über den Kaffeetisch mit all seinen Brötchen, Schinken und Eiern geballt, die gewaltsam die Gedanken lähmten und sie immer wieder zurückzerrten auf denselben Punkt.

Sie sah bedrückt zu ihm hinüber. „Muß es sein?“ fragte sie dumpf.

Und ebenso dumpf — womöglich noch dumpfer — kam die Antwort:

„Es muß sein.“ Dann war wiederum Stille.

Nur die Romanbeilage knisterte und der obere Teil des Morgenroths wogte hörbar, denn der Graf war mit verschiedenen eigenen und fremden Geldern abgereist und die Wendung nicht eingetreten. . .

„Die Mieter beklagen sich,“ begann plötzlich eine fette Stimme. „Die Treppen sind schmutzig. Knochen, Stummel, Pflaumenkerne.“

Keine Antwort. Der Graf ist in Amerika.

„Ein Junge aus dem Vorderhause soll Tag und Nacht spuden. Auf's Geländer natürlich.“

„hm . . .“ „Das geht so nicht länger. Die Menschen laufen uns ja weg. Und eine Frau, die da morgens und abends je eine Stunde 'rumsummelt, kann nicht alles übersehen.“

New York—Baltimore—Chicago. — (Fortsetzung folgt.)

Sie hob den Kopf. „Alles? Was — Alles?“

„Na, das Haus. Drei Aufgänge in zwei Stunden gründlich zu reinigen, noch dazu, wenn überall Läufer liegen, ist unmöglich. Und dann der Hof. Jeden Augenblick fahren Wagen mit Heu und Dünger zum Stall ein und aus. Da muß mehr gefegt werden.“

Sie sah ihn schmunzelnd an. „Also muß es sein?“

„Es muß sein.“

Der Graf wurde beiseite geschoben. „Wo willst Du denn aber die Leute hinstellen?“

„Wo? Ja . . .“

Er kratzte sich verlegen hinterm Ohr. „Wenn wir, zum Beispiel, im Seitensügel, vier Treppen . . .“

„Da — as?“

„Ich meinte ja bloß . . .“ sagte er begütigend. „s braucht darum noch nicht sein. Aber irgendwo müssen Sie doch hin. Vielleicht den Keller im Vorderhause —?“

Das übrige blieb ihm im Munde stecken. Seine Frau sah ihn ganz entgeistert an. „Gott sieh mir bei, der Mann ist toll geworden! Will er der Gemüßfrau, die sieben Jahre wohnt, kündigen! Mensch, bist Du denn — hm . . . Möchtest Du nicht gar unsere eigene Wohnung abtreten?“

Er duckte sich tiefer über die Tasse. Der Zucker wollte durchaus nicht schmelzen.

„Du hast gut reden,“ meinte er. „Mätern kann ein jeder. Aber besser machen —“

„Ach, besser machen!“

Sie winkte unwillig ab.

„Ich habe Dir doch gesagt: wenn es nach mir ginge, würde überhaupt kein Portier genommen. Denn die Gründe, die Du anführt sind keine. Wenn es aber schon absolut sein soll, kann man sich doch heileibe nicht eine von den Wohnungen geben. Das ist doch ein wirkliches Bar Geld! Oder rechnest Du nicht?“

„Ja rechnen schien er ja nun — für den Augenblick wenigstens nicht.“

Denn er rührte noch immer in der Tasse.

„Und dann: — was Du Dir auch merken kannst — wenn ich einen Menschen engagiere, bedente ich nicht seinen, sondern meinen Vorteil. Die Frau, die wir da jetzt haben, bekommt den Monat 12 Mark. Dafür segt und schenert sie täglich zwei Stunden und steckt abends das Gas an. Nichts weiter. Was sagst Du nun aber, wenn ich Dir einen Portier, der den ganzen Tag zu Diensten steht, noch billiger verschaffe?“

Er sah sie belustigt an.

„Noch billiger? Ja, wie denn?“

„Sehr einfach. Das Zimmer über dem Stall wird kein Mensch mieten. Erstens des Geruchs wegen und zweitens, weil kein Ofen drin ist. Bis jetzt ist es wenigstens stets nur Kumpellammer gewesen . . .“

„Nun —?“

„Das kann der Portier kriegen, denn es bringt nichts ein. Verstehst Du? Und wenn wir nun noch fünf Mark monatlich zuzahlen, haben wir für fünf Mark — denn das Zimmer rechnet nicht — einen Portier und obendrein sieben Mark gespart. Ah?“

Er war einfach pass.

„Das nenne ich eine Geschäftsfrau! Donnerwetter! Wenn sich nur jemand drauf einläßt —?“

„D — sie lächelte überlegen — das ist die kleinste Sorge. Jetzt zum Herbst! Wo Tausende froh sind, überhaupt unter Dach und Fach zu kommen!“

„. . . Famos!“

Er rieb sich vergnügt die Hände.

„Also bist Du einverstanden?“

„Na, und ob!“

„Siehst Du,“ meinte sie lächelnd, „was Du für eine Frau hast?“

Werner Peter Larsen.

Die Unfälle durch Elektrizität. Der Verband deutscher Elektrotechniker hat unter Mitwirkung des Reichsgesundheitsamts eine neue Anleitung zur ersten Hülfeleistung bei Unfällen mit elektrischem Betrieb herausgegeben, die hauptsächlich einen recht segensreichen Einfluß ausüben wird. Die Ausarbeitung solcher Vorschriften, die selbstverständlich gemeinjam von Technikern und Ärzten vorgenommen werden muß, ist um so mehr notwendig gewesen, als die gewöhnlichen Bestimmungen für Hülfeleistung bei Unfällen auf die Verhältnisse, bei denen der elektrische Strom in Betracht kommt, nur zu einem beschränkten Teil anwendbar sind. Ist auch sonst die Rettung eines Verunglückten zuweilen mit erheblichen Gefahren verbunden, so ist hier zur Vermeidung solcher die größte Vorsicht nach ganz bestimmten Regeln geboten. Würde jemand auf einen Kameraden, der durch eine elektrische Leitung zu Schaden gekommen ist, einfach zuzürnen und ihn aus seiner gefährlichen Lage zu befreien suchen, so würde er sicher sein Schicksal teilen. Zunächst muß demnach die Leitung so schnell wie möglich außer Strom gesetzt werden, nötigenfalls durch ihre Zerschneidung, die aber auch nicht etwa mit der Hand vorgenommen werden darf, sondern nur unter Benutzung eines nicht metallischen und gleichzeitig trodrenen Gegenstandes. Außerdem sollte sich der Betreffende, der sich dieser Aufgabe unterzieht, noch auf ein trodrenes Holzbrett, trodrene Kleider oder dergleichen stellen oder Gummischuhe anziehen, damit er nicht selbst zum Leiter der Elektrizität wird. Auch sollen die Hände besonders durch Gummihandschuhe oder trodrene Lächer geschützt werden. Nun erst kann der Versuch gemacht werden, den Verunglückten von der Leitung zu entfernen. Zur weiteren Vorsicht sollte er dabei möglichst nur an den Kleidern und nicht an ungeschützten Körperteilen gefaßt werden. Die Befolgung dieser Vorschriften wird in allen Teilen genügen, wo nicht höhere Spannungen des Stroms als 500 Volt in Frage kommen, also in der Regel auch bei Unfällen im Betrieb von Straßenbahnen, die nur selten höhere Spannungen benutzen. Anderenfalls muß vor allem sofort ein Arzt geholt werden. Befindet sich der Verunglückte nach dem Unfall nicht mehr in Berührung mit der Leitung selbst, so kann das Rettungswerk selbstverständlich wesentlich einfacher und sicherer vor sich gehen. Ist der Betroffene in bewußtlosem Zustande, so ist er unter möglichster Zufuhr von frischer Luft so auf den Rücken zu legen, daß der Kopf etwas niedriger liegt als der übrige Körper. Alle beengenden Kleidungsstücke sind zu entfernen. Bei regelmäßiger Atmung braucht dann außer einer dauernden Ueberwachung bis zum Eintreffen des Arztes nichts zu geschehen. Ist die Atmung aber sehr schwach oder ganz unterbrochen, so müssen künstliche Atmungsbewegungen eingeleitet werden, für deren Vornahme eine besondere Anweisung erteilt wird. Auch nach dem Wiedereintritt einer regelmäßigen natürlichen Atmung darf der Verunglückte nicht außer Beobachtung gelassen werden. Erst nach wenigstens zwei Stunden darf man mit der künstlichen Atmung aufhören, weil sich dann erst ihre Erfolglosigkeit herausstellt. Sind Brandwunden vorhanden, so dürfen sie nur mit sorgfältig gereinigten Händen berührt werden, nachdem sie mit einem sauberen Tuch

und Spiritus abgerieben, aber nicht abgetrocknet worden sind. Plasen sind nicht abzureißen, sondern nur anzustechen und dann ebenso wie gerötete und geschwollene Stellen lose mit Verbandzeug zu bedecken. Diesen Vorschriften, die in Einzelheiten noch weit genauer sind, stehen noch Erläuterungen und Beispiele zur Seite. Die Anfertigung ist für billigen Preis zu kaufen, und es wird in eigenen Interesse aller Leiter eines elektrischen Betriebes oder anderer Betriebe, bei denen der elektrische Strom in einer irgendwie gefährdenden Weise verwendet wird, liegen, die Vorschriften an einer deutlich sichtbaren Stelle anzuhängen und ihre Angestellten auf diese Belehrung hinzuweisen.

Verkehrswesen.

Brüssel als Seehafen. Die Hauptstadt Belgiens, das neben seiner bedeutenden Industrie auch einen, im Vergleich zu seiner Größe und Bevölkerungsziffer sehr weit ausgedehnten Handel betreibt, ist schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts durch einen Kanal von 28 Kilometer Länge mit dem Unterlaufe des Rupel, eines Nebenflusses der Schelde, und durch diese mit dem Meere verbunden. Dieser Kanal mit einer Tiefe von nur 3,2 Meter und einer Breite von 7,25 Meter, dessen kleinste Schleuse — er besitzt deren im ganzen fünf — zudem nur 39 Meter nutzbare Länge hat, kann natürlich nur einen ganz geringen Verkehr bewältigen und gestattet nur sehr kleinen Seeschiffen die Durchfahrt. Um nun den Verkehr zu heben und vor allem, um mittleren und kleineren Schiffen die Fahrt direkt bis Brüssel zu ermöglichen, haben, wie, der Zeitschrift „La Nature“ folgend, der „Prometheus“ berichtet, der belgische Staat, die Provinz, die Stadt Brüssel und einige andere interessierte Städte eine Gesellschaft gebildet, die den vorhandenen Kanal verbreitern und vertiefen und somit Brüssel zum Seehafen machen will. Die Arbeiten sind zu etwa 24 Millionen Frank veranschlagt, und man hofft das ganze Werk im Laufe des Jahres 1908 fertigzustellen. Zunächst wird der Kanal auf eine Tiefe von 5,5 Meter und eine geringste Breite von 18 Meter gebracht; für später ist eine Tiefe von 6,5 Meter und eine Breite von 20 Meter in Aussicht genommen. Die Breite in der Wasserlinie soll 40—60 Meter, an den Ausweichstellen 70 bis 100 Meter betragen. Die Schleusen sollen eine nutzbare Länge von 114 Meter erhalten. Von besonderer Wichtigkeit ist es, daß alle Böschungen des Kanals in Mauerwerk ausgeführt werden sollen und somit gegen Unterwaschungen und Rutschungen vollkommen geschützt sein werden. Dadurch können die den Kanal passierenden Schiffe mit Geschwindigkeiten laufen, die bei anderen Kanälen, mit nicht geschützten Böschungen, eine Zerstörung derselben zur Folge haben müßten. In bezug auf Brüssel werden zwei große Hafenanlagen erbaut, eines für größere Schiffe bei Laeken in direktem Anschluß an die Gleise des Bahnhofes Schaerbeek, ein anderes, kleineres, für Schiffe mit geringerem Tiefgang näher bei der Stadt Brüssel, in der Nähe des Güterbahnhofs Tour et Taxis; dieser innere Hafen soll auch mit dem Binnenschiffahrtskanal von Charleroi verbunden werden und somit auch als Umladehafen dienen. Für beide Häfen ist eine Ausrüstung mit modernen Bock- und Ladeeinrichtungen, Kranen, Elevatoren usw. vorgesehen.

Technisches.

Unterwasser-Glockensignale. Zur See versehen bekanntlich Nebelhornsignale, das sind mächtige Dampfpfeifen, den Sicherheitsdienst, der Schiffe vor gefährlichen Stellen, Untiefen usw. schützen soll. Dabei hat sich mancher Uebelstand herausgestellt. Jedes Schallsignal in der Luft ist nämlich außerordentlich vom Wetter abhängig. Namentlich in nordischen Meeren ist häufig der merkwürdige Fall beobachtet worden, daß die Signale der Dampfpfeifen an nahe beieinander gelegenen Stellen in einem Falle gehört wurden, im anderen nicht. Eine genauere Untersuchung hat auch die Ursachen dieses Umstandes aufzuklären vermocht. Sie beruhen auf der Uebereinanderlagerung verschieden warmer und infolgedessen verschieden dichter Luftschichten, die die Schallwellen in der Weise ablenken, daß sie von gewisser Entfernung an nicht mehr zum Erdboden gelangen konnten, sondern vielmehr nach aufwärts steigen mußten. Solche Vorkommnisse sind nicht zu vermeiden, auch Gegenmittel gibt es nicht. Will man sie umgehen, so muß man zu einer anderen Art der Signalisierung greifen. Man ist auf den Gedanken gekommen, unter Wasser aufgehängte Glocken für die Signalisierung zu benutzen, zu welchem Zwecke namentlich in Amerika vor einigen Jahren Versuche über die Weiterleitung des Schalles von Glocken angestellt wurden, die unter Wasser angeschlagen werden. Die ersten auf diese Weise angestellten Versuche reichen bis in die Zeit des spanisch-amerikanischen Krieges zurück, dann wurden mehrere Schiffe der Metropolitan Steamship Company, die zwischen New York und Boston verkehren, sowie die an der amerikanischen Küste stationierten Feuerschiffe mit derartigen Vorrichtungen ausgestattet. Die Versuche erwiesen die Methode als ein vorzügliches Mittel für den Sicherheitsdienst, das bei jedem Wetter seine Aufgabe erfüllte. In Deutschland fanden die ersten Versuche dieser Art zwischen dem Außenwieser-Feuerschiff und dem Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm II.“ des Norddeutschen Lloyd statt. Zur Schallerzeugung diente dabei eine unter Wasser getauchte Glocke besonderer Form, die bis zu 6,7 Meter tief von

dem Außenwieser-Feuerschiff in das Wasser hinabgelassen wurde. Sie wurde mit Dampfdruck betrieben und ließ die das Außenwieser-Feuerschiff kennzeichnenden fünf Schläge periodisch ertönen. Das Schiff „Kaiser Wilhelm II.“ enthielt den Empfänger, der ein kleinerer Parabelspiegel ist, in dessen Brennpunkt ein Mikrophon den Schall auffängt und zur Kommandobrücke übermittelt. Eine solche Uebertragung ist schon deshalb sehr vorteilhaft, weil die Schallgeschwindigkeit im Wasser über viermal so groß ist wie in der Luft. Im Wasser legt der Schall in der Sekunde 1430 Meter zurück, die Uebertragung wirkt also fast plötzlich, während er sich in der Luft 340 Meter in der gleichen Zeit fortpflanzt. Die lehrerwähnten Versuche zeigten die Ueberlegenheit der neuen Signalmethode auf das augenfälligste. Die Unterwassersignale der Feuerschiffe waren 9—10 Minuten eher zu vernehmen als die Nebelsignale der Dampfpfeifen. Die verschiedenen Versuche lehrten, daß es vorteilhafter war, helle Glocken zu verwenden als dumpe. Die Glocke des Außenwieser-Feuerschiffes wiegt 150 Pfund, ihr Ton ist 14 Kilometer weit zu hören. Zum Betrieb der Glocken können natürlich alle Arten der Kraftübertragung dienen: Dampf, Elektrizität, Druckluft, Brechwasser usw. Auch die seit Ende vorigen Jahres im River Mersey (bei Liverpool) angestellten Versuche mit einem durch Druckluft betriebenen Unterwassersignal haben die günstigsten Ergebnisse gezeigt. Die Glocke hängt 6 Meter unter Wasser; ihr Signal ist auf 6,4 Kilometer Entfernung 1 1/2 Meter unter der Wasserlinie ohne besondere Empfängereinrichtungen gehört worden, während man auf Schiffen, die mit Empfängern versehen waren, die Glockentöne selbst bei voller Fahrt auf rund 15 Kilometer Entfernung deutlich hören konnte. Diese günstigen Resultate haben bewirkt, daß auf dem genannten und auf dem Bar-Leuchtschiff Unterwasser-Glockensignale angebracht werden. Die meisten größeren Schiffe (im Mai 1907 waren es bereits 209) sind, nach der Meldung des „Engineer“, schon mit Empfängern für die Signale ausgerüstet.

Notizen.

— Von Lehmanns Satire: „Das Ungeheuer“, die Anfang Oktober im „Neuen Theater“ zur Uraufführung gelangen sollte, ist von der Zensur verboten worden.

— Die „freie“ und Hansestadt Hamburg hat keine Zensur, dafür aber ein sogenanntes Verhältnisgesetz vom 23. April 1879. Auf Grund des § 19 dieses Gesetzes hat die hamburgische Polizeibehörde dem Verbands der Staats- und Gemeindearbeiter die Aufführung des russischen Revolutionsdramas „Am Vorabend“ von Leopold Kämpf, das ihr schon von früher her so zentnerschwer im Magen liegt, bei 1500 M. Strafe neuerdings verboten, mit dem Hinweis, daß der Verband, der über 4000 Mitglieder zählt, im polizeitechnischen Sinne nicht als ein geschlossener Verein angesehen werden könne. Der „Neuen Freien Volksbühne“ in Hamburg hat die hamburgische Polizeibehörde die gleiche Aufführung untersagt, weil dieser geschlossene Verein nach den hamburgischen Polizeibegriffen eine zu geringe Mitgliederzahl habe.

— Die Skottbergische Expedition nach dem Feuerlande hat am 7. d. M. die Ausreise von Gothenburg angetreten. Die Expedition wird bis zum Frühjahr 1909 dauern.

— Zwei neue Werke Tizians. Georg Gronau, der Verfasser eines Buches über Tizian berichtet in der Septemhernummer der „Raffaella d'Arte“ über die Entdeckung zweier authentischer Werke von Tizian, die er in den Galerien von Verona und Mailand gemacht hat. Es handelt sich um das Porträt eines Mannes in Verona, das bisher mit dem Namen G. B. Moronis bezeichnet wurde, und um ein Porträt von Giacomo Medici in der Ambrosiana. Besonders das zweite Gemälde ist nach seiner Meinung, obwohl es in den Farben ein wenig gelitten hat, ganz unzweifelhaft ein hervorragendes Werk Tizians; die Technik, die Verteilung der Lichter und verschiedene Einzelheiten, die alle in dem Porträt des Francesco Maria, Herzogs von Urbino, in Mailand wiederkehren, beweisen diese Annahme, und Gronau ist auch der Meinung, daß das Bild tatsächlich Gian Giacomo de Medici di Marnignano darstellt. Die Aufführung fällt in das Jahr 1550. Die Arbeit, deren Eindruck durch Niemand etwas beeinträchtigt wird, trägt noch ganz den Stempel des Meisters.

— Der Proviant des größten Schiffes der Welt. Die „Lustania“, die sich auf dem Wege nach New York befindet und von der die Engländer erwarten, daß sie den transatlantischen Rekord brechen wird, hat über 3000 Menschen an Bord und einen dementsprechend großen Proviant. Eine Aufzählung einzelner Posten wird die Größe der mitgenommenen Vorräte illustrieren: Zucker 5 Tonnen (die Tonne hat 1000 Kilogramm), Tee 1/2 Tonne, Kaffee 1 1/2 Tonnen, Salz 4 1/2 Tonnen, frisches Rindfleisch 12 Tonnen, Sammelfleisch 8 Tonnen, Lamm- und Schweinefleisch 1 1/2 Tonnen, 20 Tonnen Kartoffeln, Hafergrütze 1 1/2 Tonnen, Käse 1/2 Tonne, 2 1/2 Tonnen Marmelade, 300 Pfund Pfeffer, 1000 Pfund englische Weintrauben, 121 Faß ausländische Weintrauben, 50 Faß Aepfel, 250 Faß Mehl, 30 000 Eier, 5000 Pfund Fisch, 4000 Stück Geflügel, 18 000 Flaschen Bier und Porter, 15 000 Flaschen Spirituosen, 6000 Flaschen Wein.